

WIELAND IM KONTEXT

*Oßmannstedter Texte 1*

# „mein lieber deutscher Horaz“

Der Briefwechsel zwischen  
Johann Wilhelm Ludwig Gleim  
und Karl Wilhelm Ramler

Erster Band | Mai 1745 – März 1752

Herausgegeben von  
David E. Lee und John C. Osborne

Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg



WIELAND IM KONTEXT  
*Oßmannstedter Texte 1*



WIELAND IM KONTEXT

*Oßmannstedter Studien*

*Oßmannstedter Texte*

Herausgegeben von

Klaus Manger

Dieter Martin

Hans-Peter Nowitzki

Jan Philipp Reemtsma

# „mein lieber deutscher Horaz“

Der Briefwechsel zwischen  
Johann Wilhelm Ludwig Gleim  
und Karl Wilhelm Ramler

Erster Band | Mai 1745 – März 1752

Herausgegeben von  
David E. Lee und John C. Osborne  
Unter Mitwirkung von Gerlinde Wappler

Universitätsverlag  
WINTER  
Heidelberg

Gedruckt mit Unterstützung des Förderungsfonds  
Wissenschaft der VG WORT

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliografie;  
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet  
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-8253-4865-6

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich  
geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des  
Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig  
und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen,  
Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und  
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2023 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg

Imprimé en Allemagne · Printed in Germany

Schrift: Prillwitz von Ingo Preuß

Druck: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem  
und alterungsbeständigem Papier.

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:

[www.winter-verlag.de](http://www.winter-verlag.de)

# Inhaltsübersicht

Einleitung	IX
Briefe	1
Literaturverzeichnis	649
Inhaltsverzeichnis	679



## Einleitung



## Der Gleim-Ramler-Briefwechsel im Spiegel der Zeit

Zwanzig Jahre lang – von 1745 bis 1765 – führten Johann Wilhelm Ludwig Gleim und Karl Wilhelm Ramler einen regen Briefwechsel. Die Korrespondenz begann 1745, als Gleim um eine Anstellung bei Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau in Oranienbaum nachsuchte. Sie setzte nach sechs Monaten mit der Rückkehr Gleims nach Berlin vorerst aus, da sich die Freunde persönlich sahen. Finanzielle Not trieb Ramler im Juni 1746 aus Berlin hinaus in die nah gelegene Domäne Löhme. Der Umzug belebte die Korrespondenz für ein weiteres Jahr, bis Ramler dann im Spätsommer 1747 genug vom Landleben hatte und erneut nach Berlin zog. Als Gleim Ende 1747 eine feste Anstellung in Halberstadt bekam, gingen die Briefe dann 18 Jahre lang ununterbrochen zwischen Berlin und Halberstadt hin und her, ehe 1765 ein Streit der Freundschaft ein jähes Ende bereitete. Ein um 1767 von Freunden unterstützter Versöhnungsversuch konnte das frühere Vertrauensverhältnis nicht wieder herstellen.<sup>1</sup>

Vieles reizte die beiden Freunde, Briefe zu wechseln. Als eines der Kulturzentren des mitteldeutschen Raumes bot Berlin ein reiches Leben an Literatur und Literaturkritik, an Musik, Malerei und Wissenschaft. Der energische und extrovertierte Gleim wollte von seiner Halberstädter Warte aus immer noch daran teilhaben und davon unterrichtet sein. Denn Halberstadt selbst hatte kulturell wenig zu bieten, wurde aber eben durch Gleims Initiative zum Knotenpunkt eines regen Briefwechsels und gegenseitigen Gedankenaustauschs mit vielen verschiedenen Korrespondenten. Gleim schätzte Ramlers dichterisches Talent und glaubte in dem jungen Freund einen deutschen Horaz gefunden zu haben. Ramler seinerseits hielt große Stücke auf den Rat des schon erfolgreichen Poeten Gleim sowie dessen Unterstützung und Kontaktfreudigkeit, die Ramler noch weitere Bekanntschaften in Mitteldeutschland, sogar in Berlin selbst, verschafften. Zusammen erwogen sie zahlreiche verlegerische Projekte, die gelegentlich in gemeinsame Unternehmungen mündeten.

---

<sup>1</sup> Nicolai 1804, S. 55.

Insgesamt belief sich die Gleim-Ramler-Korrespondenz auf schätzungsweise 570 Briefe, von denen 517 überliefert sind, die meisten in Originalform, einige Dutzend als Entwürfe bzw. Kopien. Was Ramler betrifft, gibt es sonst bei weitem keinen Briefwechsel, der an Dauer und Umfang an diesen heranreicht. Christian Felix Weißes 109 Briefe an Ramler aus den Jahren 1762 bis 1797 bilden die nächstgrößere Sammlung, wobei Ramlers Gegenbriefe an Weiße fehlen.<sup>2</sup>

Die erhaltenen Briefwechsel mit anderen Partnern fallen demgegenüber zahlenmäßig stark ab; bei den mit ihm eng befreundeten Lessing oder Kleist z. B. bestehen sie aus nur 19 bzw. 6 Nummern.<sup>3</sup>

Gleim dagegen führte zahlreiche ausgedehnte Briefwechsel und war immer bereit, Neuankömmlinge im Literaturbetrieb mit einem Begrüßungsschreiben herzlich zu empfangen. Das Gleimhaus in Halberstadt bewahrt fast 10 000 mit 500 verschiedenen Partnern gewechselte Briefe auf. Am innigsten gestaltete sich der Austausch zwischen Gleim und Ewald von Kleist, bei dem zwischen 1743 und Kleists Tod im Jahre 1759 über 450 Briefe verfasst worden sind. Anna Louisa Karsch lernten Gleim und Ramler erst 1761 kennen; Gleims Briefwechsel mit ihr beläuft sich auf mehr als tausend Briefe, die bis an ihren Tod im Jahre 1791 heranreichen. Das Briefgespräch mit dem Studienfreund Johann Peter Uz hielt über ein halbes Jahrhundert an, von 1741 bis Uz' Tod 1796, und umfasst 181 Briefe.

Auch bei weitgehenden inhaltlichen Überschneidungen und Ähnlichkeiten sind diese Korrespondenzen wichtige Zeitdokumente, denn die Briefpartner unterscheiden sich im Temperament, in der geographischen bzw. beruflichen Lage oder in dem zeitlichen Rahmen so sehr voneinander, dass jeder Briefwechsel für sich Aufmerksamkeit verdient, so auch der mit Ramler. Er zeichnet sich durch diverse Umstände aus: durch Ramlers

---

2 Der Ramler-Nachlass im Goethe- und Schiller-Archiv Weimar (GSA) umfasst 276 verschiedene Signaturen. Weißes Briefe tragen die Signatur GSA 75/229,1-4.

3 Nur 24 der 276 Ramler-Signaturen im GSA weisen mehr als 10 Blätter auf. Typisch unter dieser Signaturengruppe ‚größerer‘ Umfangs sind die 15 Briefe Johann George Scheffners auf 30 Blättern, die dieser zwischen 1763 und 1777 an Ramler sandte (Sig. GSA 75/188). In Kleists Werken sind drei Briefe Ramlers an Kleist und ein Brief Kleists an Ramler abgedruckt. Zwei weitere Kleist-Briefe an Ramler finden sich im GSA (Sig. GSA 75/106).

Involviertheit in unterschiedliche Berliner Kulturkreise, durch den Reifeprozess, den der sechs Jahre jüngere Ramler durchmachte, als er sich vom Schüler seines renommierten Freundes zu einem selbstständigen Meister in metrischen Fragen und zum erfolgreichen Dichter der hohen Ode mauerte, und nicht zuletzt auch durch das unüberbrückbare Zerwürfnis, womit das einstige, sich auf den Begriff einer begeisterten Freundschaft stützende Verhältnis schließlich abrupt endete.

In den Jahren 1906/07 hat der verdiente Herausgeber Carl Schüddekopf 376 der Gleim-Ramler-Briefe in zwei Bänden herausgebracht, die die Jahre 1745 bis 1759 umfassen. Ein geplanter dritter Band, der mit 136 noch ungedruckten Briefen sowie dem unentbehrlichen Kommentar aufwarten sollte, ist leider nie erschienen. Dies ist umso bedauerlicher, als Schüddekopf ein hervorragender Kenner der Epoche war. Die vorliegende Ausgabe sollte ursprünglich nur diese Lücke schließen, die fehlenden Briefe sowie die Erläuterungen zu allen gebotenen Briefen nachreichen. Die Notwendigkeit, nach mehr als 100 Jahren alle Texte zu überprüfen und die Orthographie und Interpunktion genau abzubilden, führte zu dem Entschluss, alle 517 Briefe neu und diplomatisch getreu herauszugeben.

Die Korrespondenz entfaltete sich in vier Phasen. Im Jahre 1745 war es im deutschsprachigen Raum immer noch unmöglich, dass ein Dichter vom Ertrag seiner Schriften leben konnte. Daher waren beide Männer während der ersten drei Jahre des Briefwechsels 1745–1748 ständig auf der Suche nach einer Anstellung – einer ‚Bedienung‘ –, die ihren Lebensunterhalt sichern und ihnen trotzdem genug Zeit für ihre größte Leidenschaft, die Literatur, lassen würde. Gleim hatte Aussichten, bei einem der großen preußischen Heerführer des Jahrhunderts, Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, Sekretär zu werden. Die ersten Briefe entstanden, als er sich im Schloss seines zukünftigen Brotherrn aufhielt, um seine Tüchtigkeit für die Anstellung nachzuweisen. Er sah aber bald ein, dass ihm das militärische Leben nicht zusagte. Ende 1745 kehrte er nach Berlin zurück, wo er drei Jahre lang zuweilen Verlagskorrekturarbeiten übernahm,<sup>4</sup> für einen

---

4 Gleim spricht z.B. in Br. 88 vom 18. Mai 1749 von seiner Arbeit für einen Verlag: „es sey in den 4 büchern der äsopischen Fabeln, die, wie sie wissen, einmahl, ehe sie gedruckt worden, in meiner Correctur gewesen, nichts, daß solchen Tadel verdiente.“

kranken Verwandten, Professor Michael Matthias Ludolf, sorgen half und sich um weitere Posten bewarb, bis sich ihm schließlich im Oktober 1747 die vielversprechende Gelegenheit bot, den schwerkranken Domsekretär in Halberstadt zu vertreten. Seine Lage besserte sich sofort, als der alte Sekretär starb und er im November in die Stelle dauerhaft eintreten konnte. Er verwaltete sie ein halbes Jahrhundert lang, bis zu seinem Rücktritt im Jahre 1797. Ramler seinerseits dachte zuerst an ein medizinisches, danach an ein juristisches Studium, bevor er sich schließlich für ein Jahr als Hofmeister und Schreiber bei Gleims Schwager verdingte, der eine königliche, unweit Berlins gelegene Domäne in Löhme verwaltete. Diese für ihn langweilige Existenz tauschte er wieder gegen eine Hofmeisterstelle im Hause eines blinden Adligen in Berlin, die ihn nicht weniger unglücklich sein ließ. Zu seinem Regierungsantritt im Jahre 1740 und im Zuge einer Reform des Kadetten-Corps hatte Friedrich II. die Einstellung von vier Lehrern der Logik verfügt, um das Unterrichtsniveau zu heben. Ende 1748 trat Ramler eine Stelle als maître de philosophie für die 13- bis 16jährigen Zöglinge am corps de cadets an, ein Amt, das er bis 1790 innehatte.

Die zweite Phase der Korrespondenz begann, als die beiden Freunde ihre neuen Tätigkeiten aufnahmen. Gleims Stelle in Halberstadt war zwar anspruchsvoller und zeitaufwendiger, was gelegentlich zu Beschwerden über die oft erschöpfenden Arbeitsleistungen und -bedingungen führte, unter denen er litt. Aber sein Amt war zugleich auch finanziell einträglicher und bot über Jahre hinaus wirtschaftliche Möglichkeiten, die Ramler nicht offenstanden. Während Gleim und andere Freunde wohlhabend wurden und sich Häuser erwarben, schlug sich Ramler nur mühsam in einer bescheidenen Existenz durch. Gleims ständige Nörgeleien über Ramlers angebliche Faulheit und poetische Unproduktivität sorgten ebenfalls für Spannungen. Diese Disharmonien wurden jedoch von den Entwicklungen im preußischen Kulturleben überstrahlt, das gerade einen mächtigen Auftrieb erlebte. Es war eine freudige und kreative Blütezeit, zu der beide Männer das ihre nachhaltig beitrugen. Nach der Veröffentlichung weiterer Gedichte versuchte sich Gleim nun in Fabeln und Romanzen. Ramler gelang es, sich als Kritiker, Herausgeber und Dichter verschiedener Libretti geistlicher Kantaten zu etablieren, wobei er mit Lessing, Christian Gottfried Krause, Friedrich Nicolai, Johann Georg Sulzer und vielen anderen zusammenarbeitete.

Mit dem Ausbruch des Siebenjährigen Krieges ging diese friedliche und optimistische Epoche abrupt zu Ende. Die Briefe der dritten Phase spiegeln die Art und Weise, wie der Konflikt am Anfang beide Männer politisch anfeuerte und begeisterte, sie dann aber mit den Jahren persönlich schwer belastete und aufrieb. Künstlerisch wurden beide erneut produktiv, wobei ihre Kreativität sich in chronologisch gegenläufiger Weise darstellte. Gleim verarbeitete anfangs die aktuellen Zeitereignisse dichterisch in seinen *Preussischen Kriegsliedern*.<sup>5</sup> Danach aber, als die preußischen Aussichten katastrophaler wurden und der Verlauf des Krieges ihn immer mehr bedrückte, hüllte er sich in Schweigen. Das entscheidende Ereignis für Gleim, das ihn noch jahrelang trauern ließ, war der Tod seines Freundes Ewald von Kleist in der Schlacht von Kunersdorf Ende August 1759. Gleims Trauer überschattete die Korrespondenz und trübte das Verhältnis der beiden Briefpartner ein. Obwohl die verheerenden Aussichten und Auswirkungen des Krieges Ramler ebenfalls persönlich schwer trafen, gewann er als Dichter zusehends an Selbstvertrauen, wurde immer produktiver und war nach dem Krieg einer der führenden deutschen Odendichter. Dieser Ruf sollte ein Jahrzehnt andauern.

Die letzte Phase des Briefwechsels, die dem Kriegsende folgte, umfasst nur zwei Jahre. Gleim bewunderte Ramlers poetische Leistungen, stand dem Freund und seinen Beweggründen jedoch immer misstrauischer und mit wachsender Skepsis gegenüber. Die Entzweiung – ausgelöst durch Ramlers unmäßig scharfe Kritik an Gleims Fabeln – begann im Herbst 1764 und währte ungefähr drei Monate bis zu ihrem endgültigen und unwiderruflichen Bruch Mitte Januar 1765.<sup>6</sup> Versuche gemeinsamer Freunde, Gleim zu beschwichtigen und die beiden wieder zu versöhnen, schlugen fehl. Eigentlich reichte der Briefwechsel noch bis zum Jahre 1797, kurz vor Ramlers Tod; dabei handelt es sich aber lediglich um fünf weitere Briefe

---

5 *Preussische Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier. Mit Melodien*, Berlin: bey Christian Friedrich Voß [1758]. Einzeldrucke mehrerer Gedichte gingen der Veröffentlichung des Bandes voraus. Zur Druckgeschichte vgl. die Einleitung zur kritischen Ausgabe von August Sauer in Gleim 1882, pp. [III]–XXXVI, bes. pp. XII–XXXVI.

6 Vgl. Ramlers Br. 510 vom 14.(?) Januar 1765, in dem er schreibt, seit 48 Stunden scheinen sie verfeindet zu sein.

in 32 Jahren, die eine frostige Coda zu einer vormals so herzlichen und innigen Freundschaft bildeten.

### Freundschaft

Mehrere zeitübergreifende Themen durchdringen und verbinden die unterschiedlichen Phasen des Briefwechsels. Eines, das von Anfang bis Ende das Denken und Empfinden der beiden Briefpartner beherrschte, war das der ‚Freundschaft‘. Wolfgang Adam spricht von „einem epochalen Leitbegriff“, der spätestens seit den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts „im Kontext der Geselligkeit [...] bürgerlichen Autoren Lebensorientierung bietet“.<sup>7</sup> Ein Wandel der Sozialstruktur in Deutschland, der im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts einsetzte, und die ihn begleitenden philosophischen Strömungen, die u. a. das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft neu zu definieren versuchten, führten zu einer erhöhten Wertschätzung dieser Art menschlicher Beziehung.<sup>8</sup>

Ein frühes Zeugnis der neuen Empfindsamkeit stellen die *Freundschaftlichen Briefe* dar, die Gleim, Samuel Gotthold Lange und Johann Georg Sulzer 1746 gemeinsam veröffentlichten. Sie boten ausgewählte und stark redigierte Brieftexte, die ein Musterbeispiel entspannter und von bedrückenden Konventionen befreiter Korrespondenz unter Gleichgesinnten abgeben sollten, obgleich sie heute eher steif und affektiert wirken. Die Zeitgenossen aber empfanden sie als zugleich natürlich und temperamentvoll. Samuel Gotthold Lange erwähnt die *Briefe* in einer Nummer seines *Geselligen*, die einen Einblick in die damalige Intention bzw. Rezeption der Sammlung gewährt, indem er versichert, dass die Freundschaft, „welche von den meisten bloß für eine Tugend gehalten wird, [...] zugleich auch eine Leidenschaft“ sei.<sup>9</sup>

In den philosophischen Schriften der Früh- und Hochaufklärung, bei Thomasius und Wolff, aber auch in den Wochenschriften Gottscheds und Bodmers, bleibt die Freundschaft eher Ausdruck einer allgemeinen Men-

---

7 Adam, S. 25.

8 Vgl. Meyer-Krentler, bes. S. 18–21; Rasch, bes. S. 65f. und Tenbruck.

9 Martens, Tl. 2, St. 72, S. 583–592, hier S. 583.

schenliebe oder der alten ‚politischen Klugheit‘,<sup>10</sup> während sich in pietistischen Kreisen um Spener und Zinzendorf kleine Gruppen versammelten, die durch Liebe und freundschaftliche Verbindungen Gott persönlich näher zu kommen strebten.<sup>11</sup> In den 1740er Jahren verschob sich die Auffassung: Die Freundschaft wurde nunmehr ein säkulares Phänomen, das zugleich innig und generell wirkte, indem sie enge emotionale Bindungen zwischen Einzelmenschen vorsah, die jedoch nicht isoliert für sich lebten, sondern Teile einer Gruppe bildeten. Diese Form der Freundschaft, die Eckhardt Meyer-Krentler als „Tugendempfindsamkeit“ charakterisiert,<sup>12</sup> öffnete in den Augen der Beteiligten den Weg zur Tugend, Glückseligkeit und zu gesellschaftlicher Integration. Dieses Ethos blieb bis etwa 1775 wirksam, bis der leidenschaftliche Einzelgänger des Sturm und Drang sich durchsetzte und als ein neues Freundschaftskonzept allmählich hervortrat, das der Gruppe weniger Gewicht beimaß, vielmehr die gefühlsträchtige Bindung zweier einmaliger und einzigartiger Individuen betonte.

Freundschaft, wie Gleim und Ramler sie erlebten und mitgestalteten, drückte sich in unterschiedlichen literarischen Gattungen aus, in Oden und anakreontischen Liedern, in Essays und Abhandlungen, in moralischen Wochenschriften mit Titeln wie *Der Freund* (zweimal), *Die Freunde* oder *Der Tugendfreund* sowie in Einzel- und Gemeinschaftsbriefen.<sup>13</sup> Im 17. Jahrhundert fanden gesellige Zusammenkünfte fast ausschließlich im Rahmen des Staates, der Kirche oder der Zunft statt. In der Epoche des Gleim-Ramler-Briefwechsels bildeten sich neue Formen des geselligen Umgangs heraus: Freundschaftsbünde, Lesezirkel und „lockere Vereinigungen, die auf Sympathie und Interessenkonvergenz [ihr]er Mitglieder basier[t]en.“<sup>14</sup>

---

10 Vgl. das Kapitel ‚Frühaufklärung: ‚Politische Klugheit‘ und ‚Menschenfreundschaft‘“ in: Meyer-Krentler, S. 25–33.

11 Rasch (S. 36–62) betont den Einfluss des Pietismus ebenso wie Salomon, S. 291. Meyer-Krentler, der eher die Moralphilosophie als Quelle des Freundschaftsgedankens annimmt, äußert sich zurückhaltender dazu (S. 32 f.).

12 Meyer-Krentler, S. 33–47.

13 Beispiele des Gemeinschaftsbriefs bei Gronemeyer 1979, Bd. 1, S. 110–127, oder in dieser Ausgabe Br. 72, 94, 103, 120, 126, 143, 174, 315, 355, 472 und bes. Br. 69, 113, 137, 144, 172.

14 Meyer-Krentler, S. 19–23, hier S. 22.

Der Freundschaftsgedanke manifestierte sich auch in Objekten und Ritualen. So sammelte Gleim Porträts seiner Freunde und Gegenstände aus ihrem persönlichen Besitz; ebenso schmückten Urnen seinen Garten im Andenken an verstorbene Vertraute.<sup>15</sup> Gleims Großneffe Wilhelm Körte bezeugt, wie Gleim das Eintreffen eines Freundesbriefs zum Anlass nahm, seinen Haushalt zu versammeln und den Brief laut vorzulesen.<sup>16</sup>

Trotz der Beteuerung einer philosophisch begründeten Gleichheit unter den Menschen spielte sich diese epochenbedingte Ausgestaltung der Freundschaft hauptsächlich in bürgerlichen Kreisen ab. Die meisten Beteiligten dienten in irgendeiner Form dem Staat. Sie lehnten dabei energisch vermeintliche Allüren und Heucheleien des Hoflebens ab, empfanden jedoch andererseits auch eine ostentative Abneigung gegen die Enge und Begrenztheit des bürgerlichen Milieus. ‚Bürgerlich stolz‘ ist ein Ausdruck der Missbilligung und Verachtung, der zuerst in einem Brief Ramlers an Gleim vom Anfang Februar 1751 begegnet und der in den letzten Briefen, welche die beiden auseinandertrieben, mehrmals wiederholt wird.<sup>17</sup> Gleims utopischer Traum, der ihm immer wieder vorschwebte und den er auch zu verwirklichen versuchte, war der einer kleinen produktiven Gesellschaft gleichgesinnter Kunst- und Kulturschaffender, die sich nicht nur in Briefwechseln oder in Form von Porträts begegnen, sondern in geographischer Nähe zueinander wohnen und gesellig miteinander verkehren sollten, ebenso frei von höfischer Unterwürfigkeit wie von Provinzialismus, Engstirnigkeit und unverdienter Selbstgenügsamkeit der Bourgeoisie. Gleims zahlreiche Korrespondenzen symbolisieren so eine Art von Gemeinschaft, wie sie zugleich auch konkrete Mittel zur Herstellung jener ersehnten Geselligkeiten sind.

Die Tatsache, dass die Forschung besonders in Hinsicht auf die sich überschneidenden Gruppierungen um Gleim und Klopstock immer noch bereit ist, den kulturell schwer beladenen Terminus ‚Freundschaftskult‘

---

15 Vgl. dazu insb. den Begleitband zur Ausstellung „Das Jahrhundert der Freundschaft. Johann Wilhelm Ludwig Gleim und seine Zeitgenossen“ (= Pott).

16 Körte (1808), S. 18f.

17 Ramler an Gleim, Br. 508 vom 22. Dezember 1764, Gleim an Ramler, Br. \*509 vom 4. Januar 1765, sowie Gleims ‚Rechtfertigung‘ vgl. Kommentar zum Brief vom 29. Januar 1765.

zu verwenden, zeigt, wie nachhaltig diese Ausstrahlungen der Freundschaft die deutsche Geistesgeschichte geprägt haben.<sup>18</sup> Im Gegensatz zu den vielen gemeinsamen Komponenten der europäischen Aufklärung hat diese Fixierung keine Entsprechung in der zeitgenössischen englischen oder französischen Literatur; es war eine eigentümlich deutsche Erscheinung.<sup>19</sup> Als allgemeine Erklärung für die intensive Beschäftigung mit ‚Freundschaft‘ in Deutschland gilt, dass in England und Frankreich den gebildeten Bürgern mehr Möglichkeiten zur gesellschaftlichen Integration offenstanden als in Deutschland.<sup>20</sup> Begrenzte gesellschaftliche Möglichkeiten zwangen gleichsam eine relativ kleine Anzahl einflussreicher deutscher Intellektueller, die Verwirklichung ihrer höchsten geistigen Ideale im Privaten zu suchen.

Die Auswirkungen des Freundschaftsgedankens im damaligen Deutschland waren beeindruckend und sind noch heute spürbar, zumal sie eine so wichtige Rolle in den sozialen Beziehungen und in der Selbstidentifikation innerhalb dieser Gruppen spielten. Rhetorik und Denkweise indes stellten sich späteren Generationen oft als befremdend dar, die sie nur schwer nachvollziehen konnten. Darin erkannten sie oft nur gekünstelte, unreife und immer noch zu sehr rational gefärbte Gefühle. Sie stießen sich an ihnen als Exzessen des Stils, die besonders in den Spätphasen der Empfindsamkeit zum Vorschein kamen und sich gegen jede Vernunft und gegen jeden ‚echt männlichen‘ Gefühlsausdruck zu richten schienen. Gleims Korrespondenz mit Johann Georg Jacobi (1768) ist das bekannteste Beispiel dafür. Dieser, die Freundschaft kultisch feiernde Briefwechsel war ein buchhändlerischer Erfolg und fand begeisterte Aufnahme in vielen literarischen

---

18 Vgl. die ersten drei von Pott, Mauser und Adam verfassten Beiträge im 2004 erschienenen Katalog zur Freundschaft-Ausstellung im Gleimhaus, wo dieser Terminus oder eine abgeleitete Form davon Verwendung findet; Pott, S. 7, 13, 24. Vgl. auch Adam, S. 12.

19 Meyer-Krentler bestätigt, dass die sozialetische Ausrichtung des Freundschaftsbegriffs in England nicht nachzuweisen sei und dass deutsche Begriffe der Freundschaft sich von den französischen abgehoben hätten (S. 47f.). Vgl. auch Salomon, S. 290, und Tenbruck, S. 445, 448.

20 Tenbruck spricht von der „Stabilisierung des Individuums“ (S. 445) und wünscht sich eine genauere Aufzählung der Integrationswege in Deutschland (S. 438f.).

Kreisen.<sup>21</sup> Uz etwa war hingerissen und schrieb dem alten Freund, er kenne den Text fast auswendig.<sup>22</sup> Dagegen löste die Veröffentlichung bei anderen Zeitgenossen wie Goethe und Herder „Heiterkeit und Spott“ aus; der Briefwechsel zog Kritik und Verdammung auf sich und wurde mit der Zeit zum Sinnbild erotisierten Überschwangs.<sup>23</sup>

Seine Offenheit einerseits und sein von der Welt der Berliner Geselligkeit weit entfernter Wohnort andererseits ließen Gleim mit seinen zahlreichen Korrespondenzen zu einer Schlüsselfigur bei der Bestimmung dessen werden, was ‚Freundschaft‘ im 18. Jahrhundert kennzeichnete und umschloss. Ramler kam dabei die Rolle des enthusiastischen Partners zu. Die ersten Briefe wurden ein Jahr vor Erscheinen der *Freundschaftlichen Briefe* verfasst; ein Schreiben Ramlers aus jener Zeit fand Aufnahme in die Sammlung.<sup>24</sup> Die Briefpartner schrieben sich im Bewusstsein der exponierten Bedeutung des Freundes und des Freundeszirkels und erweiterten damit zugleich – nicht zuletzt durch die vielen Auseinandersetzungen über das Wesen dieser besonderen Beziehung<sup>25</sup> – das Verständnis für die Tragweite und die Gestaltungsmöglichkeiten von ‚Freundschaft‘. Das anfängliche Wohlwollen Gleims schwand innerhalb der zwanzig Jahre immer mehr, bis es schließlich 1765 endete, nur drei Jahre vor dem Erscheinen des Gleim-Jacobi-Briefwechsels und der Metamorphose des empfindsamerfreundschaftlichen Briefstils in eine extreme Form, die sich als unhaltbar erweisen sollte. Die umfangreiche Korrespondenz zwischen Gleim und Ramler entstand, blühte und verging in der Epoche, in der dem ‚Freundschaftsgedanken‘ eine zentrale Rolle zukam, und kann als ein konstitutives

---

21 Briefe von den Herren Gleim und Jacobi, Berlin 1768. Barbara Potthast umreißt das Gedanken- und Gefühlsgerüst, das diese Veröffentlichung stützte (= Potthast). Zur Rezeption des Briefwechsels vgl. bes. S. 404.

22 Brief an Gleim vom 11. September 1769, in: Schüddekopf 1899, S. 386.

23 Potthast, S. 403, 409f., 413f., 422 f.

24 Der Brief 2 vom 20. Mai 1745 erschien in stark veränderter Form in Gleim 1746 als Nr. 13, S. 38–40.

25 Vgl. folgende Auflistung von Briefen, in denen die Freundschaft thematisiert wird, die keinen Anspruch auf Vollständigkeit erhebt: Br. 49, 55, 61, 99, 102, 113, 120–122, 132, 133, 141, 153, 155, 156, 166, 167, 183, 189, 223, 231, 232, 243, 272, \*300, 302, 429, 430, 436, 438, 442, 452, 464–466, 475, 479, \*480–483, 486, 487, 489, 496, 498, \*506–508 und Gleims ‚Rechtfertigung‘ (vgl. Kommentar zum Brief vom 29. Januar 1765).

Element zur Bestimmung dessen, was ‚Freundschaft‘ im 18. Jahrhundert war, betrachtet werden.

Eine Gesamtdarstellung all der unterschiedlichen freundschaftlichen Verflechtungen in den Briefen zwischen Gleim und Ramler steht noch immer aus. Das gilt sowohl für die bisher ungedruckten Briefe als auch für die Texte in Schüddekopfs Edition, die schon seit über 100 Jahren vorliegen. Der Wert des Briefwechsels für unser Verständnis dieser Art von ‚Freundschaft‘ wird noch dadurch erhöht, dass sie in ihm zugleich auch ihr Ende findet. Im Vergleich zum Gleim-Kleist-Briefwechsel, in dem auch nicht die geringste Spur von Gehässigkeit vorkommt und der erst mit Kleists Tod im August 1759 endet, offenbart der Gleim-Ramler-Briefwechsel eine Reihe von leichten und ernsteren Krisen. Eine von Gleims bittersten Klagen war, dass ein echter Freund nicht so barsch und unliebsam mit einem Freund reden würde, wie es Ramler in seiner Kritik einzelner Fabeltexte mit ihm tue. Neben der Fülle positiver Aussagen zur ‚Freundschaft‘, sowohl theoretisch als auch praktisch, trägt die Korrespondenz auch ex negativo zu ihrer definitorischen Bestimmung bei. So werden darin Bereiche abgegrenzt, die die Briefpartner nur mit Vorsicht tangierten; sie bietet Beispiele dessen, was ‚Freundschaft‘ weder wagen noch in Worte kleiden sollte. Gerade dadurch, dass dem freundschaftlichen Verhältnis keine Dauer beschieden war, eröffnet es uns ein tieferes Verständnis von ‚Freundschaft‘, und zwar nicht nur für ihre Sprache und Gestaltung, sondern auch für ihre Grenzen. Die Briefe erhellen Konflikte, die eine solche Beziehung nicht auszuhalten vermochte, und Umstände, die einen endgültigen Bruch des Freundschaftsbundes herbeiführten.

Ehrlichkeit und Offenheit:  
der Brief als (un)zuverlässiges Zeugnis

Wenn eine bereits 20 Jahre währende Freundschaft ein abruptes Ende findet, dann stellt sich die Frage, wie lange schon Reibungen existierten und ob Konfliktpunkte über längere Zeit hinweg vertuscht und absichtlich verschleiert wurden. Diese Überlegung führt zu der prinzipiellen Frage, inwieweit Briefftexte die Wahrheit, wenn auch nur jeweils eine subjektive, widerspiegeln. Gemeinhin erwartet man sich weitgehende Offenheit und Ehrlichkeit unter Freunden. Die realen Beziehungen jedoch verlangen

gelegentliche Selbstzensur und Unterdrückung verletzter Gefühle. Auch ‚freundschaftliche‘ Briefe ziehen trotz gegenseitiger Beteuerung absoluten Vertrauens oft einen Schleier über Heikles, so dass sie nicht immer als ganz zuverlässige Zeugnisse einer persönlichen Einstellung anzusehen sind.<sup>26</sup> Nicolai beispielsweise berichtet vom Bruch des Freundschaftsverhältnisses Folgendes: „Der erste Ausbruch von Gleims heftigem Zorn gegen Ramler zeigte sich in meinem Hause im J. 1761 oder 1762, als Gleim eben nach Berlin kam, und mich besuchte, gerade da Ramler nebst Moses Mendelssohn auch bei mir war.“<sup>27</sup> Im Briefwechsel selber kommt der Gewaltausbruch höchstens indirekt, wenn überhaupt, zur Sprache.<sup>28</sup>

Zu dieser allgemeinen Tendenz, das Unangenehme unerwähnt zu lassen, kommen noch Momente hinzu, die auf den Brief als ein öffentliches Zeugnis verweisen. Neben dem Vortrag eines eingelaufenen Briefes vor dem versammelten Haushalt berichtet Körte, wie Gleim die Briefe einbinden und in einem Schrank mit Glastür aufstellen ließ, so dass es den Hausgästen freistand, in den Korrespondenzen zu blättern und zu lesen.<sup>29</sup> Ein Großteil der Briefe war also nicht als privates Zeugnis, sondern für eine Semi-Öffentlichkeit gedacht. Die Briefschreiber des 18. Jahrhunderts wussten sehr wohl, dass es passieren konnte, dass ihre Briefe dereinst auch im Druck erscheinen konnten. Die Texte sind in dieser Hinsicht als eine Art öffentliches und bewusstes Sich-Inszenieren aufzufassen.<sup>30</sup> Die Tatsache, dass Gleim die *Freundschaftlichen Briefe* 1746 redigierte, gerade zu der

---

26 Vgl. auch dazu Meyer-Krentler, S. 10f., der bemerkt, man könne bei Briefzeugnissen „nicht mit unverstellten Auskünften über tatsächliche Verhaltensweisen“ rechnen.

27 Nicolai 1804, S. 53. Zur Datierung der Begegnung vgl. den Kommentar zu Br. 417.

28 Vgl. die Andeutungen in Br. \*428 und 429 vom November 1761 und Januar 1762.

29 Körte, S. 59f.

30 Parallel zur Entwicklung der Freundschaft von einem Gruppenphänomen zur intimeren Zweierbeziehung erwarteten Vertreter einer jüngeren Generation – Friedrich Heinrich Jacobi oder Johann Heinrich Voß – die Wahrung der Privatsphäre und gerieten mit Körte über die Veröffentlichung ihres Briefwechsels mit Gleim in einen heftigen und öffentlichen Streit. Vgl. die ausführliche Darstellung von Mohr, S. 14–75, bes. S. 31–75.

Zeit, als sein Briefwechsel mit Ramler begann, und dass er einen Ramler-Brief in die frühe Sammlung aufnahm,<sup>31</sup> zeigt, wie dünn und durchlässig die Grenze zwischen öffentlichem Text und privatem Briefverkehr von Anfang an war. Gleims Anweisungen an seine Verlobte Sophia Mayer im Jahre 1753, sie möge ihre Briefe an ihn doch nummerieren, mutet fast grotesk an, obgleich dahinter Gleims Wunsch stand, mit ihrer beabsichtigten Publikation den Lesern ein mustergültiges Benehmen und Empfinden vorzuführen und dem privaten Verhalten ein öffentliches Gesicht zu geben.<sup>32</sup>

Der Umstand, dass Briefe nicht als objektive, zuverlässige Dokumente aufgefasst werden können, wird durch andere Aspekte ausgeglichen, die eine gewisse Offenheit und Aufrichtigkeit der Briefschreiber zuließen. Die Beteiligten vertrauten darauf, dass allzu persönliche Details oder kompromittierende Äußerungen später in Vorbereitung einer Publikation unterdrückt würden,<sup>33</sup> wie es im Falle der stark redigierten *Freundschaftlichen Briefe* auch geschah. Darüber hinaus erinnerten sich die Freunde gelegentlich an den ethischen Imperativ, offen und ehrlich miteinander umzugehen, der in den gegenseitigen Aufforderungen der Partner zum Ausdruck kommt, doch mitteilbarer zu sein, insbesondere dann, wenn offensichtlich war, dass etwas zurückgehalten worden war. So etwa bat Ramler Gleim in seinem Brief vom 16. Juni 1753 um Aufklärung, da dieser ihn über den wahren Stand seiner Verlobung mit Sophia Mayer im Unklaren gelassen hatte. Mag der Briefschreiber auch noch so sehr darauf bedacht gewesen sein, seine eigenen Absichten oder Fehler zu verschweigen und zu übergehen, so musste er andererseits weit weniger umsichtig sein, wenn es sich um die Schwächen, Mängel wie auch größere oder kleinere Täuschungen seines Gegenübers handelte.<sup>34</sup> Die 20jährige Dauer der Korrespondenz

---

<sup>31</sup> Vgl. S. XVIII, Anm. 24.

<sup>32</sup> Vgl. Catherina Sophia Mayers zweiten Brief an Gleim vom 6. Februar 1753, in dem sie sagt, sie werde ihr „briefschreiben pränumeriren“, und ihren nächsten, mit „Nro. 3“ bezifferten Brief vom 8. Februar (Sig. Gh Hs A 8374 und 8375).

<sup>33</sup> „Ich beschwöre Sie diesen Brief zu verbrenn[en]“ (Ramler an Gleim, Br. 301 vom 16. Januar 1757).

<sup>34</sup> In Br. 272 vom 7. Oktober 1755 stellt Ramler ganz unerwartet einen kleinen Beschwerde-katalog gegen Gleim auf, der nicht auf ihre Briefe zurückgeht und anscheinend auf mündlichen Bemerkungen Gleims

hat auch dazu geführt, dass sonst verborgen Gebliebenes zur Sprache gebracht wurde: Mit der Zeit traten Verdrossenheit, Zweifel, Ängste und gelegentliche Neurosen zutage. Einige Briefe entstanden unter Zeitdruck oder in Augenblicken großer emotionaler Bedrängnis, so dass der Briefschreiber ohne viel Überlegung formulierte oder schreibend ein Gegenüber suchte, dem er sein Herz ausschütten konnte.<sup>35</sup> Sich häufig wiederholende Konfliktmuster oder heftige Angriffe bieten dem heutigen Leser die Möglichkeit, Einblick in Verhaltensweisen zu bekommen, deren sich der Schreiber vielleicht selber nicht völlig bewusst war.<sup>36</sup> Schließlich lesen wir die Briefe nicht in einem biographischen oder historischen Vakuum. Wir besitzen oft genug Detailkenntnisse, um zu erkennen, wann eine Aussage von der Wahrheit abweicht. Unser Wissen dient uns als Korrektiv und als Signal, dass hier Anlässe vorlagen, die dem Schreibenden so nahegingen, dass er sie eher zuzudecken und zu verdunkeln als aufzuklären gesonnen war.<sup>37</sup> Essays zum Thema ‚Freundschaft‘ in moralischen Wochenschriften verwenden oft formelhafte Sätze und Gedanken, die zu Verallgemeinerungen und Sentenzen hin tendieren. Briefe hingegen mögen sich vielleicht im Ansatz auf einer hohen philosophischen Ebene bewegen, oft jedoch werden sie durch die Umstände und durch das Genre gezwungen, ungewollt und unbedacht Intimes preiszugeben.

### Die homosoziale Gesellschaft

Es waren hauptsächlich Männerbünde, sowohl adlige als auch bürgerliche, die das soziale und politische Leben dieser Epoche in Preußen prägten. Die misogyne Haltung des im Mannesalter stehenden Königs, die sich in den separaten Hofhaltungen dokumentierte, die Friedrich II. und seine Gemah-

---

gegenüber gemeinsamen Bekannten basiert. Gleim wird seinerseits nicht müde, über Ramlers Kontaktscheu und später über dessen vermeintliche Kälte zu klagen.

35 Vgl. z. B. Ramlers kurzen Brief anlässlich des Todes seiner letztverbliebenen Schwester (Br. 340 vom 19. September 1758).

36 Wie z. B. Gleims so oft wiederholte Klage über Ramlers angebliche Faulheit.

37 Vgl. z. B. Br. 190 vom 4. Mai 1753, in dem Gleim unter einem Vorwand Briefe zurückverlangte, die über seine Verlobung berichteten.

lin Elisabeth Christine führten, sowie das militärische Ethos des Staates waren zusätzliche Faktoren, die den patriarchalischen Charakter der Gesellschaft noch unterstrich. Simon Richter behauptet angesichts dessen: „The Age of Frederick [...] would amount to nothing less than the Age of Homosocial Friendship and Cultural Production.“<sup>38</sup> Der Donnerstagsklub, eine kleine, von Ramler 1749 mitbegründete Gruppe einflussreicher Männer, ist ein treffendes Beispiel einer ausschließlich männlichen Gemeinschaft, die führende Kräfte des Kulturlebens zusammenbrachte – Schriftsteller, Musiker, Künstler, Beamte, Mediziner –, deren Meinungen und Haltungen den Lauf der Kulturentwicklung in der preußischen Hauptstadt bestimmten.<sup>39</sup>

Das Interesse unserer Zeit für die Geschichte der Homosexualität hat zu nuancierten Einsichten geführt, die uns davor bewahren, die im 19. und 20. Jahrhundert etablierten Kodifikationen des homoerotischen Diskurses als Schlüssel zum Verständnis der Sprache früherer Epochen anzusehen. Äußerungen, die in unseren Tagen auf eine homoerotische Beziehung hindeuten, tragen im Jahre 1750 ein anderes semantisches Gewicht und sind nicht mit den gleichen Maßstäben zu interpretieren, mit denen wir uns jüngeren Texten widmen. Diese wohlbegründete Zurückhaltung ist dem Umstand geschuldet, dass uns hier die vertraute linguistische Stütze, mithilfe derer die Sprache und die inhärierenden Intentionen entschlüsselt werden können, noch fehlt. Aber Beiträge von Wissenschaftlern wie Simon Richter und Barbara Potthast haben bereits den Rahmen für ein neues, angemesseneres Verständnis der verschiedenen Tropen und Redewendungen, die uns hier begegnen, abgesteckt.<sup>40</sup> Gleichwohl gibt es noch keinen verbindlichen Standard, der festlegt, wo erotische Metaphern aufhörten und erotisches Leben begann. Ramler z.B. beschrieb sein Verhältnis zu Gleim als das eines Ehepaares und wies sich darin die Frauenrolle zu. Eine passende Erklärung, die solche Bilder mit der Sozialgeschichte Preußens Mitte des 18. Jahrhunderts und den emotionalen und körperlichen Bereichen verbindet, wird erst allmählich sichtbar. Die Gleim-Ramler-Briefe

---

38 Richter, S. 35.

39 Ramler besuchte auch häufig gesellschaftliche Zusammenkünfte, wo Musik einen zentralen Platz einnahm, Sängerinnen auftraten und weibliche Familienmitglieder teilnahmen. Es wäre von Interesse zu fragen, welche Rolle Frauen in diesem Rahmen spielten.

40 Vgl. z.B. Richter a, bes. S. 117, und Potthast.

werden ein wichtiger Teil der anhaltenden Diskussion bleiben, weil sie genau in dieser mehrdeutigen psychologischen Grauzone angesiedelt sind und einen Reichtum an sprachlichem Material zu deren Deutung bereithalten.

### Das ungewollte Leben im Zölibat

In seinem Aufsatz über die Freundschaftskultur hat ein Soziologe der Frankfurter Schule, Albert Salomon, auf Parallelen zwischen den humanistischen Kreisen der Renaissance und den Befürwortern und Vertretern der enthusiastischen Freundschaft im 18. Jahrhundert hingewiesen. Zwar gebe es viele Unterschiede, aber auch nicht zu übersehende verbindende Ähnlichkeiten: Dazu gehören die Abhängigkeit von staatlicher Unterstützung, die dem Gelehrten bzw. Künstler Raum für humanistische Projekte gab, wie auch das zölibatäre Leben. Sowohl Gleim als auch Ramler blieben zeitlebens unverheiratet; ihre Beziehungen zu den Frauen bilden ein weiteres, fortgesetzt diskutiertes komplexes Thema des Briefwechsels. Diese nicht selten von dramatischen Wendungen begleiteten Verhältnisse spiegeln die Debatten ihrer Zeit wider und verleihen den sonst abstrakten Streitfragen Lebendigkeit und Substanz.

Die Betonung des Werts des Einzelnen in der Philosophie der Früh- und Hochaufklärung findet sich auch in den Praktiken pietistischer Kreise wieder, die die weiblichen Beiträge zur Seelenerfahrung ebenso wertschätzten wie die männlichen. Eine richtige Erziehung sollte auch der Schlüssel zur Aufhebung althergebrachter Vorurteile sein. Solche Entwicklungen schufen ein günstigeres Klima für eine Diskussion der Rolle der Frau in der Gesellschaft, für deren erweiterte Bildungsmöglichkeiten wie auch deren Anerkennung als gleichwertige Partner in der Ehegemeinschaft. Obwohl misogyne Vorurteile früherer Epochen noch allgemein vorwalteten, wurde die Trennungslinie zwischen Mann und Frau in den 1740er Jahren weniger deutlich gezogen als am Ende des 18. Jahrhunderts, als z.B. Schiller und Wilhelm von Humboldt Theorien entwarfen, die die biologisch bestimmten Unterschiede zwischen männlicher und weiblicher Psyche radikal betonten.<sup>41</sup> Die Diskussionen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts spiegeln

---

<sup>41</sup> Zur Tragweite des Begriffs einer regressiven Entwicklung in der Auffassung von der Eigenständigkeit der Frau in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts vgl. Bovenschen, bes. S. 65–149.

sich in der Korrespondenz ebenso wie im Alltagsleben der beiden Briefpartner. Während in Gleims *Versuch in Scherzhaften Liedern* die fiktive Liebhaberin Doris als eine intellektuell aufgeweckte, beredte Frau erscheint, kommt in den von Gleim und Ramler gewechselten Briefen eine den emanzipatorischen Strömungen gegenläufige Tendenz zum Tragen. Sie findet ihre Fortsetzung in Gleims höhnisch-misogynem Gedicht *Die neue Matrone von Ephesus*;<sup>42</sup> auch einer schweizerischen Version derselben Erzählung versagten beide ihren Beifall nicht.<sup>43</sup> Ebenso äußerten sie sich abfällig über zwei Frauen, Johanna Charlotte Unzer und Sophie Eleonore Walther, die sich von Gleims Dichtung inspirieren ließen und ihm mit eigenen Versifikationen nacheiferten.<sup>44</sup>

Gleims Verlobung mit Sophia Mayer, der Tochter eines Blankenburger Bergrats, ist, wie das Scheitern der Gleim-Ramler-Freundschaft auch, ein Ereignis, das infolge seines ungünstigen Ausgangs umso unterrichtender ist. Es schuf eine der bemerkenswertesten Überlieferungslücken der Korrespondenz, die aus ca. zehn im Winter und Frühling 1753 entstandenen Briefen besteht. Wie die Spannungen am Ende des Briefwechsels zu einer Umformulierung und Kassierung mehrerer Briefe führten und Lacunae hinterließen, erwuchs auch diese frühe Störung aus einer emotionalen Turbulenz. Aber im Gegensatz zur späteren Unterbrechung, verdankt sich diese Lücke eines absichtlichen und bewussten Betrugs, als Gleim unter einem Vorwand die Briefe zurückverlangte und dabei versprach, sie „mit nächster Post“ alle wieder zurückzuschicken.<sup>45</sup> So bedauerlich der Verlust der Briefe auch ist, so wissen wir doch im Ungefähren, was darin gestanden hat – haben sich doch ähnliche Briefe Gleims an Uz und an andere Freunde erhalten, die mutmaßen lassen, dass sich darin Überschwänglichkeiten und Wiederholungen gehäuft haben. Das Faktum der Unterschlagung der zehn Briefe an Ramler mag jedoch an sich ein viel aussage-

---

42 Der Text in Schüddekopf 1899, S. 85f.

43 *Die Frau von Ephesus. Eine Erzählung* erschien in Bodmer 1747, S. 95–104. Nach Schüddekopf 1891 und weiteren Quellen war der Verfasser Hans Ulrich Blarer von Wartensee.

44 Ramler an Gleim, Br. 125 vom 7. Oktober 1750.

45 Br. 190 vom 4. Mai 1755.

kräftigeres Zeugnis über den seelischen Zustand des Schreibers abgeben, als möglicherweise die Briefe selbst.

Die ganze Geschichte der Verlobung läßt sich durch die Gleim-Ramler-Korrespondenz nicht adäquat rekonstruieren, und das nicht allein wegen der fehlenden Briefe, sondern auch, weil Gleim später eine ganz einseitige und apologetische Erklärung der Affäre abgab. Kleist, der von den Ereignissen am besten unterrichtet und zum kritischen Zeitpunkt für einige Tage persönlich zugegen war, übernahm die Rolle eines aufrichtigen Freundes, als er der Wahrheit verpflichtet andeutete, auch Gleim habe sich einiger schwerwiegender Fehler schuldig gemacht. Seine Briefe helfen uns, eine sonst defekte Chronik zu vervollständigen. Kleists Bericht verschafft den Eindruck, dass der vorehelichen sexuellen Begegnung eine „etwanige Kaltsinnigkeit“ Gleims folgte, die das Mädchen gegen ihn aufbrachte. Damit öffnet er den Weg zu einer Diskussion über die verworrene Situation wie auch über die Unbotmäßigkeit der gegenseitigen Anschuldigungen. Zugleich macht dieser Bericht auf den Unterschied von imaginiertem erotischem Leben in der Dichtung – in gewisser Weise auch in den Briefen – und der eigentlichen Lebenserfahrung aufmerksam.<sup>46</sup>

Ramlers Beziehung zu seiner verheirateten Wirtin Fanny Denstedt verblieb im Vergleich dazu auf einer rein platonischen Ebene; sie war aber dadurch nicht weniger intensiv. Von allen Partnerschaften, die in den Briefen Erwähnung finden, ist dieses Verhältnis bestimmt eines der anziehendsten und zärtlichsten, gebaut auf gegenseitiger Neigung und gekennzeichnet von wechselseitigem Verständnis. In der frühesten Phase gründete es sich auf einem pädagogischen Eros: Der erfahrene Mann der Literatur eröffnet einer intelligenten, aber relativ ungebildeten Frau eine ihr bis dahin unbekannte Welt. Nach kurzer Zeit jedoch fiel diese Seite ihrer Freundschaft weg oder schien den Beteiligten vielleicht nicht mehr erwähnenswert zu sein. Was übrig blieb, war eine innige und liebevolle Beziehung. Die Ehe hätte Ramler temperamentmäßig vielleicht eher zugesagt als Gleim, doch seine vergleichsweise kümmerliche Finanzlage und sein dürftiges Jahresgehalt von 144 Talern ließen ihm keine andere Möglichkeit als den Junggesellenstand.

---

46 Kleists Brief an Gleim vom 13. Juni 1753; vgl. Sauer 1881, Bd. 2, S. 239f.

Schüddekopfs Briefkorpus erfasst die Zeit von Gleims Verlobung und Ramlers Liebe zu Fanny Denstedt. Der Eintritt von Anna Louisa Karsch in das Leben beider Männer im Jahre 1761 hingegen lag außerhalb der zeitlichen Grenzen der von Schüddekopf edierten Briefe. Gleims Reaktionen sind durch seine Korrespondenz mit der Dichterin weitgehend bekannt,<sup>47</sup> diejenigen Ramlers indes waren bisher nur fragmentarisch fassbar. Beide haben die Karsch anfangs gefeiert. Später jedoch unterschieden sich ihre Urteile: Ramlers anfänglich widerwillige Bewunderung und Aufgeschlossenheit wich schließlich Neid, nörgelnder Eifersucht, allgemeiner Verdrießlichkeit und Unhöflichkeit. Gleim schwankte zwischen Hochachtung und Verärgerung, zwischen großzügiger Unterstützung und bitterer Beschwerde. Die aufkeimende Liebe der Karschin zu ihm beunruhigte ihn so sehr, dass sie ins Physische umzuschlagen drohte. Aber, wie aus dem späteren Verlauf ihrer Freundschaft bekannt ist, blieb Gleim trotz der vielen empörenden Auftritte, heftigen Ausbrüche und Donnerworte ein treuer Freund und Gönner der Karsch und ihrer Tochter Caroline von Klenke.

### Der Krieg

Der Siebenjährige Krieg machte sich bei der Karsch, Gleim und Ramler in je unterschiedlicher Weise und Intensität geltend. So gewann die Karsch einerseits die Aufmerksamkeit eines breiten Lesepublikums zuerst durch Gedichte, die die preußischen Siege feierten, so verlor sie andererseits ihren Mann, einen gewalttätigen Trinker, den ein königlicher Befehl in den Kampf schickte. Im Ganzen genommen mochte der Krieg für sie daher eher von Vorteil gewesen sein. Ähnlich stark, aber mit sehr unterschiedlichem Effekt, griff er in die Existenzen Gleims und Ramlers ein. Deren Briefe der Vorkriegszeit transportieren in der Hauptsache begeisterte und überwiegend positive Ansichten, getragen von jugendlichem Enthusiasmus, einem starken Selbstwertgefühl, dem Gedanken an eine persönliche literarische Mission sowie von der Überzeugung eines politischen und kulturellen Fortschritts. Sicher gab es damals auch persönliche Krisen, Augenblicke der Betrübnis und des Zweifels, bei Gleim wie auch bei Ramler. Im Allgemeinen gewinnt man aus diesen Briefen jedoch den Eindruck eines

---

47 Vgl. Gleim/Karsch.

dynamischen preußischen Staates mit Berlin als regem künstlerischen und wirtschaftlichen Zentrum, in dem sich ein ansehnlicher Kreis von Personen aktiv für einen Aufschwung der deutschen Literatur engagierte.

Desto ernüchternder waren dann die Auswirkungen des 1756 ausgebrochenen, sich über Jahre hinziehenden und erst 1763 endenden blutigen Siebenjährigen Krieges. Mehrmals stand der von Gleim und Ramler leidenschaftlich als fortschrittlich und aufgeklärt apostrophierte preußische Staat kurz vor der Vernichtung; die ausgehenden Jahre des Konflikts waren von einer sich mehr und mehr verdüsternden Stimmung überschattet. Als der Krieg begann, gaben sich beide Korrespondenten noch optimistisch; ihre jeweiligen Reaktionen können uns als Gradmesser der patriotischen Empfindungen des Jahres 1756 dienen. Gleim ließ sich sofort von der hochschlagenden Welle des Patriotismus mitreißen, Ramler indes verhielt sich zunächst weit vorsichtiger und skeptischer, indem er dem Staatsentschluss zum Krieg seine bedingungslose Zustimmung versagte. Seine Einstellung war, insofern als er Misstrauen gegenüber den Beweggründen der Fürsten und Zweifel am Wert des Krieges für die Gesellschaft als Ganzes hegte, eine eher aufgeklärt-kritische. Gleim und die Berliner Vertrauten des Donnerstagsklubs hatten ihn aber in wenigen Wochen umzustimmen vermocht und zum eifrigen, leidenschaftlichen Konsumenten der einlaufenden Kriegsnachrichten gemacht. Seine Oden bekamen nun eine stark antifranzösische Tendenz. Hierfür musste er sich zuerst eine Sprache schaffen, die des Ausdrucks bislang ungewohnter chauvinistischer Empfindungen fähig war. Nach dem Krieg legte er allerdings seine nationalistischen Vorurteile alsbald wieder ab und machte sich seine vormalige kosmopolitische Haltung wieder zu eigen.<sup>48</sup> Gleim dachte radikaler und war eher geneigt, den vereinseitigenden und überzeichnenden Berichten von angeblichen Gräueltaten ausländischer Soldaten Glauben zu schenken, insbesondere wenn es sich um Kroaten und Russen handelte.<sup>49</sup> Er konnte aber auch eine vernichtende Kritik auf die deutschen Gegner Friedrichs II. verfertigen. All den heute überaus befremdlich anmutenden nationalpatriotischen Invektiven gegen fremde Truppen in den *Grenadierliedern* zum Trotz bestand er

---

48 Vgl. Lee 1999.

49 Vgl. bes. Br. 351 vom 6. Januar 1759.

weiterhin darauf, dass er im Herzen noch immer Weltbürger sei.<sup>50</sup> Solch widersprüchliche, kaum miteinander in Einklang zu bringende Haltungen und Einstellungen sind nicht nur Auswuchs einer rein persönlichen Desorientierung, sondern auch Ausdruck eines allgemeinen Problems. Der Briefwechsel zwischen Gleim und Ramler dokumentiert auf eindruckliche exemplarische Weise, in welcher Art Spannungen zwischen der Kriegsführung eines existentiell bedrohten Staates einerseits und den humanistischen Vorstellungen im Denken der Aufklärung andererseits ausgetragen oder eben nicht ausgetragen wurden – Antinomien, die solche Konfliktpunkte heute noch immer hervorrufen.<sup>51</sup>

Weder Gleim noch Ramler nahmen an den großen Schlachten, die Tausenden das Leben kosteten, persönlich teil; beide aber waren direkt von dem Kriegsgeschehen betroffen. Oft genug wurde in ihrer unmittelbaren Nähe gekämpft, so dass sich beide mehrmals durch Truppenbewegungen bedroht sahen. Gleims lebhaftes Schilderungen der Besetzung Halberstadts durch französische Streitkräfte im Herbst 1757 und im Winter 1758 zeugen von seiner unmittelbaren physischen und emotionalen Beteiligung an den Kriegshandlungen. Im Oktober 1760 drangen ausländische Truppen für kurze Zeit auch in Berlin ein und entführten die jungen Kadetten aus Ramlers Schule. Mehr noch als die zuweilen aussichtslose militärische Lage scheinen ihn jedoch der Tod seines jüngsten Bruders im Jahre 1757 sowie das Ableben Fanny Denstedts und seiner beiden Schwestern im darauffolgenden Jahr ergriffen zu haben. Die Schwestern dürften Opfer der Entbehrungen und Belastungen geworden sein, denen Kolberg ausgesetzt war, als russische Truppen 1758 in Pommern einmarschierten und die Stadt zu erobern suchten. Nicht weniger betroffen hat ihn Kleists Tod im Jahre 1759 gemacht. Die Briefe des Jahres 1760 zeigen aber auch, dass er und Lessing Kleists Tod schneller verkraftet haben als Gleim, der noch monatelang seinem Freund nachtrauerte. Gleim hatte den ersten Brief, den er Ramler nach Kleists Tod schickte, später zwar eingehend und sorgfältig überarbeitet; dennoch legen die Zeilen noch immer ein rührendes Zeugnis des von tiefem Leid gequälten Schreibenden ab.<sup>52</sup>

---

<sup>50</sup> In Gleims Brief an Lessing vom 23. Januar 1759; vgl. Barner, Bd. 11.1, S. 307f.

<sup>51</sup> Vgl. zu dieser Problematik Lee 2011.

<sup>52</sup> Br. 377 vom 1.–17. September 1759.